

Ernst Waidelich, Nagold (früher Simmersfeld)

Aus der Chronik von Pfarrer Schmoller, Simmersfeld

Gustav Heinrich Schmoller war von 1818 bis 1826 Pfarrer in Simmersfeld. Im Oktober 1826 wurde er erster Professor am Seminar Blaubeuren. Während seiner Tätigkeit im Kirchspiel Simmersfeld schrieb er eine 281 Seiten umfassende Chronik über seine Gemeinde. In diesem handschriftlich verfaßten Werk erzählt er von den Schwarzwalddörfern Simmersfeld mit der Schildmühle und dem Moosberghof (damals 461 Einwohner), Beuren mit Neumühle (141 E.), Ettmannsweiler (200 E.), Fünfbronn mit dem Zuberhof (287 E.), Enztal (449 E.) und Enzklösterle (247 E.). Sie alle waren Filialen von Simmersfeld und hatten zusammen 1785 Einwohner.

Um seinen Verpflichtungen in allen Filialen nachzukommen, mußte Pfarrer Schmoller große Wegstrecken zurücklegen.

Er beklagte sich in seiner Chronik über die schlechten Straßen und Wege; vor allem die Enztalsteige und die Straße nach Fünfbronn müssen in einem schlimmen Zustand gewesen sein. Die Straße durch Simmersfeld war zum großen Teil gepflastert. Aber die Kirchspiels - Waldgenossen von Altensteig-Stadt, Altensteig-Dorf und Überberg mußten, wenn sie durch Simmersfeld fuhren, um im Enzwald Holz zu holen, für eine Fuhre 2 Kreuzer Pflastergeld bezahlen. Die Fuhrleute von Ettmannsweiler waren von dieser Abgabe befreit, weil

ihre Gemeinde für die Anlegung des Pflasters 40 Gulden bezahlt hatte.

Die Landwirtschaft

Die Bevölkerung bestand damals hauptsächlich aus Bauern, Handwerkern und Tagelöhnern. Zu großem Wohlstand reichte es für alle nicht, denn das rauhe Klima des nördlichen Schwarzwaldes und der mageren Sandboden ermöglichten keinen üppigen Erntesegen. Handwerker und Tagelöhner, auch Pfarrer und Schulmeister hatten meist eine kleine Landwirtschaft für den Eigenbedarf.

Die Arbeitsweise der Bauern hat Pfarrer Schmoller bis in alle Kleinigkeiten beschrieben. Hier sei nur das „Aufschlagen“ erwähnt, weil es diese Tätigkeit schon lange nicht mehr gibt. Alle 5 bis 7 Jahre wurden die Rasenflächen, auf denen die Bauern das Heu für den Winter ernteten, umgepflügt, weil sich im Laufe der Zeit zwischen die nahrhaften Gräser viel Unkraut (Quecken, Wegewich, Sauerampfer) mischte. Nach dem Pflügen wurde mit breiten Hacken die Erde von den Furchen abgehackt, der Rasen in kleine Stücke zerlegt und umgedreht, so daß das Gras mit den Unkräutern verdorrte. Nun wurden aus dem Wald Reisigbündel geholt und auf dem umgepflügten Acker verteilt. Auf diese Reisigbündel wurden die Rasenstücke gelegt. Diese Arbeit hieß man

„Aufschlagen“. Danach wurden die Reisigbündel angezündet; mit dem Reisig verbrannten auch die Graswurzeln mit den Unkräutern. Dazu schreibt Pfarrer Schmoller: „Dieses Feldbrennen machte die Atmosphäre zu einer großen Rauchkammer; der Geruch des Rauches drang in Häuser und Zimmer ein, und mancher liebe Maientag wurde zu einem widerlichen Tag.“ Der sich weit verbreitende Rauch, der noch in großer Entfernung zu sehen war, schützte aber auch die blühenden Obstbäume vor dem Frost, wenn die Eisheiligen ihr Unwesen trieben. Die beim „Aufschlagen“ zurückgebliebene Asche konnten die Bauern als Dünger gut gebrauchen, denn das Vieh (auch Schafe und Schweine) war im Sommerhalbjahr auf der Weide in den Wäldern und auf den Wiesen; so blieb der Misthaufen vor dem Bauernhaus in dieser Zeit ziemlich klein.

Etwa um die Mitte des letzten Jahrhunderts durfte das Vieh nicht mehr zur Weide in die Wälder getrieben werden. Der Wald sollte geschont werden, um den Ertrag für Bau- und Brennholz zu vergrößern. Die Bauern gingen allmählich zur Stallfütterung über. Welches Unglück aber dem Schildmüller mit seinem Weidevieh zustieß, das erzählt Pfarrer Schmoller nach dem Bericht aus einem Kirchenkonventsprotokoll vom 12.3.1697. Der Schildmüller Martin Just ent-

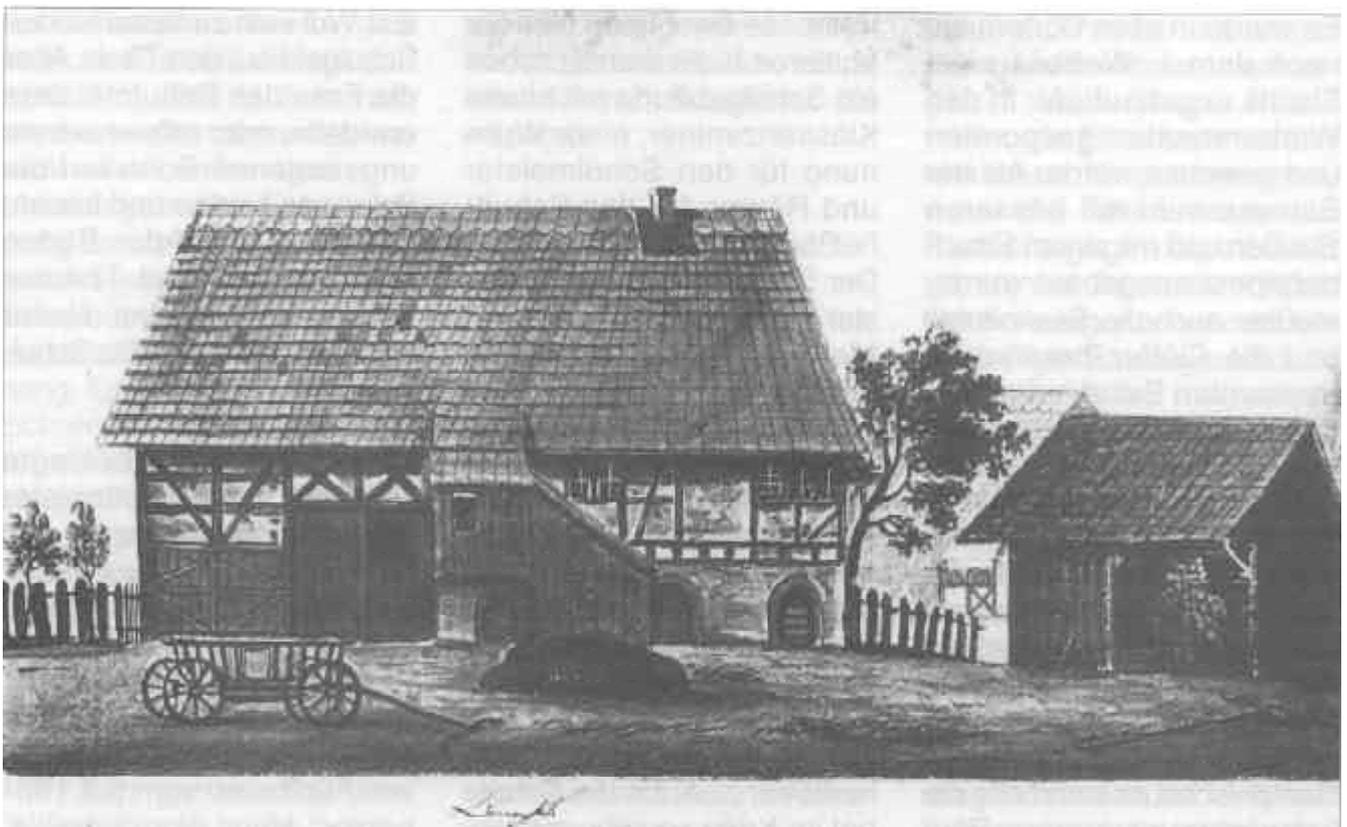
heiligte den Sonntag durch „Überfeldgehen“ und wurde deshalb vor den Kirchenkonvent geladen. Im Protokoll wird berichtet: „Müller gesteht den Bezücht (Vorwurf) durchaus und bekennt, daß es sträflich wäre, bittet aber einer Straff halben noch einmal zu schonen in Ansehung des Gangs, den er nach Neuneck (Dörflein bei Glatten) gethan, da ihm selbigmal der wütende Wolff sein Vieh beschädigte, in die 80 fl. (Gulden) schaden erlitten, welches ihme verhoffentlich, wenn er zu hauß geblieben, nicht geschehen wäre.“

Auch das für diese Gegend typische Schwarzwaldbauernhaus hat Pfarrer Schmoller einschließlich einer farbigen Zeichnung genau beschrieben: „Die meisten Bauernhäuser haben Stockmauern, die bis über die Scheune hin-

aus hinten zum Schopf hinlaufen. Im unteren Stock befinden sich 2 (seltener 3) Ställe, ein Ochsen- und ein Kuhstall, dazu ein Verschlag für die Schafe und Schweine; letztere haben ihren Stall oft unter der Außentreppe. Die beiden Ställe sind durch den Stock' (Futtermgang) getrennt. Vom „Stock“ führt meist eine Treppe zum Wohnbereich in den oberen Stock („Stocksteg“ genannt). Vom Hof aus führt eine überdachte Außentreppe zum Wohnbereich, der über den Ställen liegt (und so von der Stallwärme profitiert). Die Bauernstube ist in der vorderen Ecke und hat wenigstens 4 Fenster. Neben der Wohnstube ist die Küche. Wohnstube und Küche sind oft durch ein „Bietlädle“ verbunden, durch welches das Eßgeschirr und die Speisen gereicht werden. Zum Wohnbereich gehören auch noch Stubenkammern, eine Öhrnkammer und

eine Krämpelkammer, in der allerlei Geschirr und Gerätschaft aufbewahrt werden. Im oberen Stock ist auch das etwas kleinere, heizbare Stübli, auch „Leib- oder Ausdingstübli“ genannt (der Wohnbereich für die Großeltern). (Besonders begüterte Großbauern - solche mit viel Privatwald - bauten für ihren Lebensabend ein „Ausdinghäusle“, ein kleines Einfamilienhaus).

Neben dem Wohnbereich ist der Heustock (oder Heubarn), der weit unter das Dach hinaufreicht. Über der Wohnung sind auf den Dachböden die Fruchtkammern, manchmal auch eine Rauchkammer, wo der Schweinespeck geräuchert wird. Durch die Dachböden hindurch zur Scheune führt das Garbenloch (auch „Durloch oder Durchloch“ genannt), durch welches die Getreidegarben hinaufgezogen werden. (Ge-



droschen wurde erst in den Wintermonaten mit dem Dreschflegel).

Der Hof und die Wohnung

Der oberste Teil der Dachböden (der Raum unter dem First) heißt das „Krech“.

Soweit die Beschreibung eines Bauernhauses - etwas verkürzt wiedergegeben. In Simmersfeld stehen noch einige Bauernhäuser, auf die diese Beschreibung zutrifft, eines davon könnte Pfarrer Schmoller als Muster gedient haben.

Das Handwerk

Von den vielen Berufen der Handwerker, die Pfarrer Schmoller erwähnt und die außerdem in anderen Archivalien gefunden werden, sind inzwischen viele ausgestorben. Teerbrenner und Pottaschensieder gibt es in dieser Gegend schon lange nicht mehr. Die vielen Weber aus der Simmersfelder Umgebung mußten ihren Beruf aufgeben, weil ihnen die Fabriken die Arbeit wegnahmen.

Es wurde in allen Dörfern bis nach dem 1. Weltkrieg viel Flachs angebaut, der in den Wintermonaten gesponnen und gewoben wurde. Als der Schwarzwald mit besseren Straßen und mit einem Eisenbahnnetz ausgebaut wurde, mußten auch die Seeknechte und die Flößer ihren so oft bestaunten Beruf aufgeben, denn die großen Baumstämme wurden nun auf Langholz- und Güterwagen abtransportiert. Der Riegeistotzenmacher fertigte die Ecksteine für die Gar-

tenzäune. In Simmersfeld gab es Holzschneider, sie machten aus Buchenholz Absätze für die Frauenschuhe. Der Zundeischnieder von Gompelscheuer sammelte die Schwämme von kranken Bäumen, schnitt sie in Scheiben, tränkte sie mit einer bestimmten Säure und verkaufte sie als Feueranzünder. Der „Schmalzhannesle“ von Ettmannsweiler verkaufte als Schmalzhändler vielerlei Schmalzsorten (Schweine-, Hunde- und Dachschmalz), die zu Heilzwecken verwendet wurden. Im Enztal gab es zwei Sauerkleefabriken, die den Sauerklee zu Salz für gewerbliche Betriebe verarbeiteten. Viele Erwachsene und auch Schulkinder, hauptsächlich aus dem Enztal, verdienten so in den Sommermonaten als Sauerkleesammler einen Teil ihres Lebensunterhaltes.

Die Schule

Zu den Aufgaben des Simmersfelder Pfarrers gehörte auch die Schulaufsicht. Diese Tätigkeit machte ihm viel Sorge und Kummer. Es fehlte an Schulräumen, an ausgebildeten Schulmeistern und am Interesse der Eltern. Nur der Mutterort hatte damals schon ein Schulgebäude mit einem Klassenzimmer, einer Wohnung für den Schulmeister und Räume für das Schulheißnamt.

Der Simmersfelder Schulmeister war zugleich Organist und Meßner. Seine Bezahlung reichte nicht aus für den Unterhalt seiner Familie; so war er gezwungen, eine kleine Landwirtschaft zu betreiben, weshalb er für seine Tätigkeit als Schulmeister zu wenig Zeit

hatte. Schon vor dem 30jährigen Krieg wurden die Kinder im Simmersfelder Kirchspiel unterrichtet; in einem Synodalprotokoll vom Jahre 1653 heißt es: „...Auch die Schule hat im Krieg so sehr gelitten, daß viele Schüler nicht mehr den Glauben (Glaubensbekenntnis) sprechen können.“ Bald nach dem verheerenden Krieg muß es auch in den Filialorten Schulen gegeben haben.

Es waren Handwerker oder Tagelöhner, die in ihren Bauernstuben die Kinder im Winterhalbjahr gegen eine geringe Bezahlung der Eltern unterrichteten. So ist aus einem Kirchencensur-Protokoll vom Jahre 1672 zu entnehmen: Der Bauer Paul Theurer von Fünfbronn kam am Sonntag zum Schulmeister, um das Schulgeld zu bezahlen. Da der Schulmeister nicht zu Hause war, beklagte sich Paul Theurer bei der Frau des Schulmeisters, sein Sohn würde in der Schule zu wenig lernen, weil der Schulmeister zwischen den Schulstunden auf das Lotterbett liege oder aus der Schule laufe und die Kinder alleine sitzen lasse. Bauer Theurer warf deshalb aus Wut sein zu bezahlendes Schulgeld auf den Tisch. Aber die Frau des Schulmeisters erwiderte, man müsse seinen ungezogenen Sohn auf die Schranne binden und hauen, daß das Blut auf den Boden laufe. Bauer Paul Theurer wurde mit 1 Pfund Heller wegen Beleidigung des Schulmeisters bestraft.

Pfarrer Schmoller beklagte sich, die Filialschulmeister würden zu gering bezahlt und deshalb gäbe sich auch keiner

besondere Mühe, um sich für den Unterricht vorzubereiten. Wie ärmlich die Bezahlung der Schulmeister war, geht aus einem Ruggerrichtsprotokoll von Fünfbronn vom 5.9.1774 hervor: „Hans Jerg Schaible, ein alter Mann, der ehemals Schulmeister gewesen und nunmehr im Flecken erhalten und damit derselbe das Brod nicht ganz umsonst genieße, so möchte er jezo als Zuhirt bey dem Schweinehirten Dienst leisten“. In einem Visitationsbericht vom 2. Januar 1798 heißt es: „Schulmeister Kalmbach von Fünfbronn und Schulmeister Schaber vom Enzthal sollen selbst noch das Rechnen lernen, um es in der Schule lehren zu können.“ Die Frau des Schulmeisters Kalmbach von Fünfbronn unterschrieb im Jahre 1830, als sie mit ihrem Mann ihre kleine Landwirtschaft mit Tagelöhnerhaus an ihren Sohn verkaufte, den Kaufvertrag als 60jährige mit 3 Kreuzlein (mit dem Vermerk des Schultheißen Schaible“weil sie nicht schreiben kann“). Aber die Frau gebar vom 18. bis zum 45. Lebensjahr 14 Kinder, die alle gut gepflegt wurden, so daß 11 davon das heiratsfähige Alter erreichten. Auch Pfarrer Schmoller schreibt, daß manche Frauen, die auf seinem Amt eine Unterschrift machen sollten, ihren Namen nicht schreiben konnten. Manche gaben als Entschuldigung an, sie seien zu Hause geschlagen worden, wenn sie Schreibübungen machen wollten; die Eltern waren der Meinung, für die Mädchen sei die Schule unnötige Zeitverschwendung. So wehrte sich ein großer Teil der Bevölkerung gegen den Unterricht im Sommerhalbjahr.

Die Leute brauchten die Kinder in dieser Jahreszeit zum Viehhüten und anderen leichten landwirtschaftlichen Arbeiten. „Es wäre mir recht, wenn man den ganzen Sommer über gar nicht in die Schule ginge“, sagte im Jahr 1824 ein Bürger von Beuren zum eigenen Schulmeister. Die Großbauern brauchten die Kinder der Tagelöhnerfamilien, wenn sie keine eigenen Kinder zum Viehhüten hatten.

Die Schulmeister empfahlen deshalb, die Schüler sollten zum Viehhüten die Bücher mitnehmen und im Wald auswendig lernen. Aber manche Leute meinten: „d'Sprüch bleibet an de Büsch hanga, wenn Kender en Wald kommet.“ Ein Schultheiß, der gegen höhere Bezahlung der Filialschulmeister war, sagte: „Aisere Kender kennet ais glei gnuag“. (Unsere Kinder kennen (= wissen) uns gleich genug). Eine Frau jammerte: „Wenn ich nur das Kreuz vom Halse hätte, daß ich mein Kind in die Schule schicken muß“. Man muß auch bedenken, daß vor allem für die Mädchen eine gute Schulausbildung für ihre spätere Existenz nicht allzuviel einbrachte. Sie mußten als Bauernmagd im Haus und auf dem Feld geschickt arbeiten, um für eine spätere Heirat eine kleine Aussteuer zu ersparen.

Die unehelichen Kinder

Ein weiteres Übel war für Pfarrer Schmoller die hohe Zahl der unehelichen Kinder, hauptsächlich aus dem Kreis der sozial schwachen Familien. Um in ihrer Armut zu einer Heirat

zu kommen, riskierten viele junge Mädchen ein uneheliches Kind. Eine Frau vom Enzthal gebar 9 uneheliche Kinder; aber ihr Vater ließ sie trotzdem nicht heiraten, weil er als Witwer seine Tochter für seine Altersversorgung brauchte.

In manchen Familien entstand ein ganzer Wirrwarr von unehelichen Kindern, weil die erste Generation der unehelich Geborenen nicht zum Heiraten kam, aber selber wieder uneheliche Kinder meist von verschiedenen Vätern zur Welt brachte.

Für viele dieser ledig Geborenen gab es nur zwei Auswege, entweder nach Amerika auszuwandern oder im Alter noch einen Witwer zu heiraten. Pfarrer Schmoller beklagte sich vor allem darüber, daß die Eltern es begünstigten, wenn ihre Töchter in den „Kommnächten“ (Samstag auf Sonntag und Sonntag auf Montag) in ihrer Kammer männlichen Besuch erwarteten. Überrascht war der Simmersfelder Pfarrer, als er ein Mädchen, das schon 4 uneheliche Kinder geboren hatte, vor den Kirchenkonvent kommen ließ, um ihr den liederlichen Lebenswandel vorzuwerfen, aber von dem Mädchen prompt die Frage vorgelegt bekam: „Was kann man mir denn Liederliches nachsagen?“ Viele junge Paare wollten die Ehe durch ein voreheliches Kind erzwingen, wenn die Eltern des einen Partners gegen eine Heirat waren, weil ihnen die zukünftige Schwiegertochter oder der zukünftige Schwiegersohn zu arm war. „Wohnt man einem Heiratscontract bei“, so schreibt Pfarrer Schmoller, „so

glaubt man oft eher 2 Parthien zu hören, die um ein Paar Ochsen handeln, als Eltern, die das häusliche Glück ihrer Kinder begründen wollen“. Im Jahre 1824 löste sich ein Eheversprechen auf, weil die beiden Parteien sich nicht darüber einigen konnten, bei welchem Schreiner man den Hausrat der Braut verfertigen lassen solle. In demselben Jahr konnten sich 2 Heiratsparteien nicht einigen, ob der Bräutigam oder sein Vater den Dünger von zwei Kühen benutzen dürfen. In einem anderen Fall dauerte es über ein Jahr, bis der Eheversprechen zustande kam, weil der Vater der Braut von seinem Gegenschwahr ein paar Ochsen verlangte, dieser aber sie verweigerte.

Aberglaube und Hexenwahn

Im Kampf gegen Aberglaube und Hexenwahn konnte Pfarrer Schmoller auch keinen großen Erfolg verbuchen. Die Bevölkerung scheute die hohen Arztkosten und deshalb vertraute man Wahrsagern und Quacksalbern, wenn man bei Krankheiten und bei einem Unglück im Viehstall in Not geriet. Pfarrer Schmoller schreibt zu diesem Thema: „Der Aberglaube ist eine natürliche Folge spärlicher Verstandeskultur und treibt auch mit unseren Leuten sein tyrannisches Spiel. Sehr verbreitet, oft bei Leuten herrschend, denen man mehr Aufklärung zutrauen würde, ist der Glaube an Hexen und Hexereien, wozu besonders alte Leute gestempelt werden. Bei vielen Leuten heißt eine Krankheit, die ein Stück Vieh trifft, ebenso jeder

nur etwas ungewöhnliche krankhafte Zustand eines Menschen etwas von bösen Leuten Gemachtes, das heißt, etwas durch Hexerei Verursachtes.“ So beklagte sich im Mai 1822 eine Frau aus seiner Kirchengemeinde bei ihm, ihr Hausbesitzer, bei dem sie in Miete wohne, beschuldige sie, sie hätte seine Kühe verhext, denn seit sie in seinem Hause wohne, gäben seine Kühe täglich einen Haufen Milch weniger. Als Pfarrer Schmoller mit dem Schultheißen des Ortes darüber sprach, sagte dieser: „Ja, zeihen könne man es freihlich nicht, dieses Weib, aber seit 50 Jahren habe es immer geheißt, diese Familie sei nichts nütze.“ Manche Bewohner glaubten, daß ungetaufte Säuglinge verhext werden könnten und deshalb müßte man sie hauptsächlich bei Nacht bewachen.

Die Leute legten oft eine große Wegstrecke zurück, um zu einem Wahrsager zu kommen. Auch bei einem Diebstahl sollte der Hellseher den Übeltäter ausfindig machen.

Kirchweih und Hochzeit

In seinem Abschnitt über“Sitten und Gebräuche“ berichtet Pfarrer Schmoller hauptsächlich von 2 großen Festlichkeiten: Kirchweih und Hochzeit. Vom Kirchweihfest erzählt er unter anderem: „Am Sonntag nach Gallustag (3. Oktobersonntag) beginnt die Kirchweihlustbarkeit.

Schon den Tag zuvor backt jede Hausmutter den Kirbkeuchen. Manche backen mehr als 100 Stück. Lange vor und nach

dem Fest sparen sich die ärmeren Leute den Kirchweihaufwand am Munde ab.

Der Kirchweihbube, der schon einige Wochen vor dem Fest gewählt wurde, kommt am gedachten Sonntagnachmittag ins Wirtshaus, wo ihm von einem Mädchen ein mit Bändern umschlungenes Kränzchen mit Rosmarin auf dem Hut befestigt wird.

Zur Unterhaltung der Gäste hat der Kirchweihbube 1 oder 2 Hammel, mehrere Nastücher, Westenzeug, Kappen und dergleichen angeschafft. Alles dies wird herausgekegelt und herausgewürfelt. Sobald der Sonntag auf dem Rücken ist (nachts 12 Uhr), wenn der letzte Glockenschlag ertönt, geht der Kirchweihbube mit mehreren Kameraden und mit den Musikanten fort, um die Mädchen des Orts zu wecken und zum Kirchweih Tanz einzuladen. Ist dies geschehen, so kehren sie in das Wirtshaus zurück und tanzen ununterbrochen fort bis Montagabend. An diesem Abend fordert der Kirchweihbube mit 2 Kameraden den Tax von den Mädchen (Tax ist der Beitrag der Mädchen zur Bestreitung der Ausgaben).

Der Kirchweih Tanz wird nun fortgesetzt und dauert 3 Tage und noch länger. Hait isch Kirbe, moarn isch Kirbe, bis am Mittwochobad so lautete der Kirberuf noch am Anfang von diesem Jahrhundert. Zum Kirchweihfest bewirtet jede Hausmutter ihre Familie besser als sonst, und wenn es möglich ist, so schaffen die Eltern ihren Kindern einige neue Kleidungsstücke an. Auch ledige

Leute bekommen neue Kleider, welche sie, so lange der Kirchweihanz dauert, anziehen“.

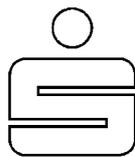
Soweit der Bericht von Pfarrer Schmoller zum Kirchweihfest. Er war von diesen Lustbarkeiten nicht begeistert, weil sie zu sehr mit Alkoholgenuß und dessen schlimmen Folgen verbunden waren.

Aber auch die Hochzeiten wurden ausgiebig gefeiert, besonders die der Großbauern. Am

Hochzeitsmorgen zog der Bräutigam mit einigen ledigen Burschen los, teils auf des Pferdes Rücken, teils zu Fuß, um die Braut abzuholen. Unterwegs, wie auch auf dem späteren Gang zur Kirche, wurde gesungen und geschossen.

Im August 1822 wurde bei der Abholung der Braut das Pferd des Bräutigams durch einen Pistolenschuß scheu, stürzte und der Bräutigam brach noch vor der Trauung einen Fuß. Im

Hause der Braut gab es ein Festessen, die „Morgensuppe“. Mit dem Essen waren Musik und Tanz verbunden. Nach der Trauung in der Kirche versammelte sich die ganze Hochzeitsgesellschaft im Wirtshaus zum Hochzeitsschmaus. Anschließend wurden Geschenke verteilt, gespielt, gesungen und getanzt, auch diese Lustbarkeiten dauerten wie die Kirchweih oft mehrere Tage.



Mit freundlicher Unterstützung der Kreissparkasse Calw